

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 1

Artikel: Die Hirten von Rotta [Fortsetzung]
Autor: Renker, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633255>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Hirten von Rocca

ROMAN VON GUSTAV RENKER

11. Fortsetzung

Ich hatte es vermutet, aber nun traf es wirklich zu. „Tot! Ich dachte es. Und das weiß dein Vater?“

„Ja, weißt du es denn, Johannes?“

„Ich weiß viel mehr, ich weiß alles. Dich habe ich gesucht, Nina, und bin dabei den Spuren der Roccaner nachgegangen. Sind deinem Vater die Vorgänge am Grenzgrat bekannt?“

Sie nickte — dann faßte sie plötzlich hart meinen Arm. „Johannes, sieh mich an, sag mir die Wahrheit. Die Leute, welche meinem Vater Bericht gaben, erwähnten, daß sie auf dem Rückweg Papiere gefunden hätten, die wie Wegzeichen mit Steinen beschriftet waren. Sie schlossen daraus, daß ihnen jemand gefolgt sei und sie verraten habe —“

„Die Papiere waren von mir. Aber verraten habe ich nichts, ich hätte es gar nicht tun können.“

Kurz erzählte ich ihr, was sich in jener Nacht begeben hatte.

Sie hatte den Kopf gesenkt. Jetzt war mein Erzählen zu Ende, jetzt hob sie ihr Gesicht zu mir. Die Augen standen voll Tränen. „Nun ist alles aus, Johannes, Vater wird es dir nie glauben.“

„Das möchte ich doch sehen“, rief ich zuversichtlich.

„Und wenn mir Schuppli selbst Zeuge sein müßte. Ueberhaupt — will dein Vater denn neuerdings beginnen?“

„Deshalb ist er hierher gekommen. Morgen ziehen wir durchs Val Doria zur Hütte.“

„Durchs Val Doria? Das ist eines der größten Rätsel, die mich plagen.“

Sie lächelte bitter. „Wenn es keine größeren gäbe, wäre es gut. Das ganze Geheimnis dieses Weges beruht darin, daß man nicht geradeaus durch die Berginwand ansteigt, sondern von der entgegengesetzten Talseite aus ein langsam ansteigendes breites Band benützt, das sich wie ein Stirnreif um den ganzen Talschluß des Val Doria zieht und unter der Berginseicharte endet. Der Weg ist durch überhangende Felsen fast schneefrei und von Steinschlag sicher, nur beim Ueberschreiten einiger Lawinenrinnen muß man etwas aufpassen. Der Aufstieg ist sehr lang, etwa sieben Stunden, aber leicht.“

„Nun gut. Alpine Probleme sind jetzt wirklich meine kleinste Sorge. Dein Vater will also wieder zur Hütte . . .“

„Wenn Sie gestatten, Herr Pfarrer“, brach eine schwere Stimme herein, vor uns ragte die Riesengestalt des Gian Badrutt.

In kindischen Träumen stellt man sich oft Achilles im Frack oder Herakles im Smoking vor. So ähnlich schien mir hier der große, felsverwurzelte Herr dieser Berge in seinem eleganten hellen Sommeranzug. Ich hatte die Empfindung, jeder Atemzug des Mannes müßte den eng anliegenden Rock zerreißen, das leiseste Anspannen der Muskeln würde die Ärmel sprengen.

Er hatte die Arme verschränkt und sah spöttisch auf uns nieder. Sein Gesicht war bleicher geworden, sogar etwas schmaler, der ordentlich gestukte Bart schien wie ein Theaterrequisit an dem gewaltigen vordrängenden Rinn zu hängen.

Unsere Begrüßung war dem Rahmen angemessen, in dem wir standen — wir reichten uns die Hände.

„Wollen Sie mit uns frühstücken, Herr Pfarrer?“

„Es wäre mir fast lieber . . .“

Er schnitt meinen Einwand mit einer höflichen und doch bestimmten Handbewegung ab und schritt uns voran.

„Ich bitte dich, Johannes“, flüsterte mir Nina zu, als wir der Wandelhalle zuschritten, in welcher die Frühstückstische standen, „gib nach — um unseres Glückes willen! Und verschweig ihm vor allem, was du mir eben gesagt hast. Er würde dir doch nicht glauben.“

Ich konnte ihr kein beruhigendes Wort sagen; nur ihre Hand drückte ich — mochte sie daraus entnehmen, was ihr für den Augenblick etwas Hoffnung gab.

„Und nun, Herr Pfarrer“, sagte Badrutt, nachdem Nina die Tassen vollgeschenkt und Brötchen gestrichen hatte, „sprechen Sie bitte. So sehr ich mich freue, Sie hier zu sehen — ich denke doch, daß Sie nicht von Rocca herabgekommen sind, nur um zu frühstücken.“

Er sprach unerträglich beherrscht, mit der lässigen Höflichkeit des weltgewandten Mannes. Daß es hier um das Schicksal zweier liebender Menschen ging, hätte keiner des internationalen Publikums merken können, das plaudernd und essend um uns saß.

Ich laute gedankenlos an meinem Weagli — noch vor einer halben Stunde hatte ich nach dem langen Marsch tüchtigen Hunger gespürt, jetzt hätte mir Nina Wagenschmiere aufs Brot streichen können — ich hätte kaum etwas gemerkt.

„Ich möchte ganz wahr sein, Herr Badrutt, und Ihnen nichts verschweigen.“

Sein Blick wanderte belustigt von mir zu Nina. „Ich wüßte nicht, was Sie mir verschweigen könnten.“

Tief holte ich Atem. „Die Markierungspapiere in der Höhle waren von mir.“

Nina entfiel klirrend der Löffel, ich blühte mich, ihn aufzuheben. Dann erst sah ich Badrutt an. Sein Gesicht war unbewegt, ruhig führte er seine Tasse zum Mund und setzte sie wieder ab.

„Es wird Sie überraschen, zu hören, daß ich mir das halb und halb gedacht habe.“

„Vater!“ zitterte Nina. „er hat nichts verraten, gewiß nicht.“

Das Ueberraschende kam. „Das glaube ich auch nicht. So weit kenne ich Sie, Herr Pfarrer. Und dann spricht auch die Logik dagegen — wie könnten Sie etwas verraten, wenn Sie eben erst hinter meinen Leuten herwandern? Seien Sie froh, daß es so ausgefallen ist — ein guter Stern hat Sie den richtigen Weg geführt. Einem anderen ist es übler gegangen.“

Wir blickten ihn fragend an.

„Ja, dem Korporal Schneider. Er hatte den Eingang im Krummholzfels gefunden, war in die Höhle gedrungen und dabei gestürzt. Er muß sich dabei ara verkehrt haben und konnte nicht mehr gehen. Wir hatten damals wegen allzu schönem Wetter acht Tage lang keine — hm. Unternehmung. Schönes Wetter ist für solche Dinge gefährlich. Schneider war allein in der Höhle. Durch Zufall fanden wir ihn — tot. Er hatte mit seinem Dienstrevolver den Hungertod abgeköpft. Wer hieß ihn auch, sich in die ewige Nacht wagen? Wäre er so schlau gewesen wie Sie,

Markierungspapiere zu legen, dann lebte er noch und hätte den Ausgang zurückgefunden — auch wie Sie. Erwischt hätte er uns damit noch lange nicht.“

„Ich bin nicht durch die Höhle zurückgekehrt.“

„Ah — wohin dann?“

„Ich kam auf das große Band der Nordseite und von dort zum Basso Giatif.“

„Ja, das geht auch“, nickte er. „Donnerwetter, wenn das meine Leute gewußt hätten! Herr Pfarrer, Sie sind wie ein ahnungsloses Lämmlein durch ein Löwenrudel gelaufen. Ich habe es mir sofort gedacht, als man mir von dem rätselhaften Papier berichtete.“

„Haben Sie den Roccanern davon erzählt?“

„Nein“, blickte er mich ruhig an. „Ich war überzeugt, daß Sie mit dem Auftauchen Schupplis nichts zu tun hatten — meine Leute wären schwerer zu überzeugen gewesen. Ich wollte nicht, daß dem Manne, den mein Kind liebt, etwas Unvorhergesehenes passierte.“

„Ich fürchte, Herr Badrutt, daß ich Ihren Edelmut nicht vergelten kann. Ich weiche nicht aus Rocca.“

„Unser Zusammensein hier hat nur den Zweck, diese Zusage zu erreichen.“

Ich schüttelte stumm den Kopf.

Er sprach heiter, verbindlich, als erzähle er hübsche Reiseerlebnisse: „Sie sind zu nahe an mein Leben getreten, Herr Pfarrer, als daß ich Ihnen nicht sagen könnte, wie alles gekommen ist. Ich war ein glücklicher Mann, hatte eine technische Fabrik in Amerika, ein liebes Weib und dieses Kind. Da wurde ich zum ersten Male geprellt um die Früchte einer Erfindung, um mein ganzes Hab und Gut. Wir waren arm geworden, mehr als das — hoffnungslos. Man macht nicht jeden Tag eine nutzbringende Erfindung. Meine Frau starb — ja, man kann an gebrochenem Herzen sterben. Es waren Landsleute, die mich begaunert hatten. Ich wurde hart und herrisch. Eine Revolution in einem der südamerikanischen Kleinstaaten lehrte mich meine Macht über die Menschen, ich lernte, was es heißt, Führer sein. Vielleicht wäre ich Kriegsminister der neuen Regierung geworden, mag sein noch mehr. Da stürzte wieder alles zusammen und — wieder durch Verrat. Und nennen Sie es Zufall oder Schicksal — wieder war es ein Landsmann, der mich fast an die Mauer brachte, wo die Revolutionäre erschossen wurden. Ich entkam, aber in mir war alles leer geworden. Beer, ja — nur das Kind!“ Flüchtig fuhr seine Hand über Minas Scheitel. „Ich ließ sie gut erziehen, nur selten sah ich sie. In einem Winkel der Berge hatte ich mich verkrochen, den ich durch Zufall entdeckt hatte. Als Bergsteiger kam ich nach Rocca und blieb hier. Nun wissen Sie alles.“

„Nein, ich weiß noch nicht alles. Wie kamen Sie dazu, sich außerhalb des Gesetzes zu stellen und die armen Hirten vom Berge mit auf diesen Weg zu reißen?“

Er blickte mich ernst an. „Sie greifen tief in mein Geheimstes, Herr Pfarrer.“

„Ich habe ein Recht dazu. Doch Sie brauchen mir keine Antwort zu geben. Ich verstehe alles. Ein Mann wie Sie kann nicht als beschaulicher Einsiedler leben, Sie mußten Kampf und Bewegung haben, mußten Menschen führen — sei es auch auf Wegen, die der Tod umlauert. Es war Ihnen nicht um den armseligen Schmugglerprofit zu tun —“

Er wischte verächtlich über den Tisch. „Nein, wahrhaftig nicht. Ich hatte mir nach dem ersten Zusammenbruch wieder ein Vermögen verdient — auf ehrliche Weise! Ich hatte es, bevor die Revolution losging, in amerikanischen Wertpapieren angelegt. Und für Mina kam von einem unverheirateten Onkel in Chur eine Erbschaft. Das alles ist belanglos — ich sage es nur deshalb, damit Sie nicht glauben, ich sei nach Gewinn ausgegangen.“

„Ist Ihnen an meiner Meinung so viel gelegen?“

„Ja. Weil ich Mina glücklich sehen will. Sie kann es werden — lassen Sie mir dafür mein freies, wildes Reich, lassen Sie mich Herrscher bleiben, der ich war. Ich schade niemand, ich

make aus stumpfen armen Menschen stolze freie Geschöpfe, deren jedes einzelne wie ein König über Tiefen schreitet, den jammervollen Staatsapparat verlachend, der sich in Kleinigkeiten wichtig macht und wirkliches Unrecht, das einem seiner Kinder geschieht, nicht abwehren oder rächen kann.“

„Vater!“ mahnte Mina bittend.

Er schien es nicht zu hören. Berauscht von seinen eigenen Worten legte er den Kopf nach rückwärts und schloß die Augen. Träumte vielleicht von einem Königreich der Wildnis, von stolzem Schweben über vernebelte Tiefen.

„Früher oder später“, sagte ich leise, „zerschellt dieser Traum doch —“

„— am Staatsapparat“, vollendete er meinen Satz mit einer unfagbar verächtlichen Handbewegung. „Ja, das mag sein. Was tut's, wenn es nur einmal war.“

„Nein, Herr Badrutt, das meine ich nicht. Ich meine, diese gläserne Starre zerbricht einmal an der Liebe.“

„Das glauben Sie, Sie priesterliches Kind? Sehen Sie nicht, daß Ihre vielgerühmte Liebe schon längst Pleite gemacht hat? Im Weltkrieg, im Haß der Nachkriegszeit, in Verträgen und Friedensschlüssen. Der arme Nazarener wäre der erste, den sie heute erschlagen würden.“

„Ich spreche nicht von der Politik. Ich spreche vom Menschen.“

„Von den Kindlein, die einander lieben? Sie sind so glaubensvoll und naiv, Herr Pfarrer, daß man Ihnen nicht böse sein kann.“ Er erhob sich. „Ich habe mich mit Ihrem Wirken abgefunden. Als ich erfuhr, daß meine Leute ohne mein Wissen den ungeschickten und sinnlosen Gang durch den Berg gemacht haben, da sagte ich mir, daß alles beim alten sei und der Pfarrer von Rocca den schwarzen Gian noch lange nicht aus dem Sattel gehoben habe. Predigen Sie in Rocca, ich gehe oben meine Wege. Nur daß Mina . . . nein, das werden Sie selbst nicht glauben können.“

„Ich möchte es auch nicht“, gestand ich. „Es wäre wie ein Fluch, Mina würde zwischen Dorf und Berghütte hin und her gezogen. Es geht nicht anders, als daß Sie weichen.“ Ich versuchte, mit starkem Blick dem herrischen Glanz seiner großen Augen zu begegnen.

Seine Antwort war ein kurzes Lachen. „Wir kommen zu keinem Ende. Uebermorgen werde ich in Rocca sein, ja, in Rocca, nicht in der Hütte. Was würden Sie sagen, wenn ich im Dorfe mein Quartier aufschlagen würde?“

Ich begnügte mich mit einem Achselzucken, weil ich den Hohn der Worte empfand.

„Wenn Sie sich vor nichts fürchten, achten Sie auf die Feindschaft des Beni Julien, den Sie zum Krüppel geschlagen haben.“

Er wandte sich, schon halb im Fortgehen, noch einmal um. „Glauben Sie im Ernst, daß ich mich vor ihm fürchte? Uebrigens hat er mich damals so gereizt und beschimpft, daß der Kampf unvermeidlich war. Sein Haß ist mir ebenso gleichgültig wie Ihre Liebe.“

Ich starrte ihm nach. Welch ein Mann, welche ungeheure Kraft des Geistes, welche Macht der Führerschaft im Gehirn dieses einen! Zu welchem Nutzen für die Menschheit hätte sich diese Kraft gestalten lassen, wenn nicht eben die Menschheit selbst an ihm so viel gesündigt hätte? Und jetzt — Vandalenführer von Rocca! Dünkte sich Herr und Gebieter und war doch im großen Organismus der Menschheit eine Mitrobe.

Ich fürchtete für Gian Badrutt nicht, daß er einmal „erwischt“ werden würde. Verrat gab es in Rocca nicht, die Karabinieri würden immer vor einer undurchdringlichen Mauer stehen. Ich fürchtete für ihn nur den Tag der Erkenntnis, daß er seine Kraft verzettelt hatte. Daß der Einsatz dieses Willens geschehen war für ein wenig Schmuggelware, die man nachts über die Grenze brachte.

Die schrankenlose Freiheit, die er sich erobert zu haben glaubte, war in Wirklichkeit ein Kerker, umgrenzt von den Wänden der Bergine und des Monte Croce.

Um wieviel weiter war mein Reich, an das er, Gian Padrutt, nicht glaubte! — —

Im Dorfe ist ein heimliches Regen und Tuscheln. Vor mir halten sie es geheim, aber ich weiß, was es bedeutet.

Gian Padrutt kommt!

An den Ecken stehen abends die Burschen beisammen, werfen mir schiefe Blicke zu, wenn ich vorbeigehe, und einmal kam ein Hohnlachen hinter mir her. Ich tat, als hätte ich es nicht gehört. Josap Werlen fehlt — freilich, der schläft oben in der Tropfsteinhöhle. Nicht einmal unter den Kreuzen von Rocca kann er liegen, denn dadurch würden die Behörden aufmerksam. Und so weitab Rocca auch der Welt ist — dem plötzlichen Sterben eines Menschen würde der Sindaco von Forni Moaltri, zu dessen Bezirk Rocca gehört, doch nachspüren. Man ist den Sprachfremden nicht gewogen, man würde es sehr gründlich machen.

Den alten Werlen sah ich einmal; er ging gebeugt, und sein Auge war lichtleer. Als er mich sah, wich er mir aus.

Zraggen kam zu mir, saß zuerst lange von Föhn und Schneeschmelze plaudernd in meiner Stube und meinte endlich, ja, nun ginge es wieder los. Aber er tue nicht mehr mit — die Jungen sollten treiben wie es sie gelüste.

„Warum?“

„Es ist anders geworden zu Rocca.“ Er sah mich mit warmem, tiefem Blick an. „Muß ich Euch sagen, weshalb? Seht die Gottesdienste an in der Spinnstube, wie sich die Leute drängen. Und die Kinderstunden — die Männerabende. Hätt's nicht gedacht.“ Er nahm die Pfeife aus dem Mund. „Wollt Ihr ihm entgegentreten?“

„Nein“, lächelte ich.

„Wisset Ihr, welch Schwert Ihr in den Händen habt? Einer ist tot — das ist auch wohl bekannt. Der einzige Sohn alter Leute. Wer ist letzten Endes schuld, he? Daran denken sie nicht, die ihm wieder nachlaufen wollen. Schreit es hinaus, Pfarrer. Sagt es jenen, die noch Söhne zu verlieren haben.“

„Ich werde es nicht tun, Zraggen.“

Er hielt lange seine klugen Augen auf mich gerichtet. „Ihr seid ein sonderbarer Mann, Pfarrer, daß Ihr Euch eines solchen Vorteils begeben. Aber Ihr werdet wissen warum.“

Ja, ich wußte warum. Liebe eifert nicht.

Beni Julen schliff ein Stechmesser. „Jetzt werden wir es ausmachen, da er sich ins Dorf wagt. Ausraufen nach Bauernart! So viel Gewandtheit habe ich immer noch.“

„Glaubt Ihr, daß sich der Padrutt mit Euch duellieren wird?“

„Dann spring ich ihn an und er muß sich wehren.“

Ritschratfch, sprühte der Stahl Funken. Ich ließ ihn gewähren. Zu gut kenne ich den Beni und kenne den bannenden Blick der Augen Padrutts.

Das Stechmesser wird sich nicht rot färben, Beni wird seinen Haß weiter in sich hineinstopfen und einmal mit ihm sterben. Aber was er mir sagte, das hat er einem andern verschwiegen. Der kam als schlichter Bergwanderer, nicht in Uniform, über die Grenze — der Sergeant Schuppli. Zuerst war er beim Julen und begann zu bohren. Beni war zugeknöpft bis zum Halse, Verräter war er nicht. „Weiß nichts — kümmerge mich um nichts.“

Dann saß der Schuppli in meiner Stube. „Unsere Vertrauensleute von Forni haben Botschaft gesandt: der Padrutt kommt wieder. Es geht neuerlich los.“

„Also war er letztes nicht dabei?“ fragte ich harmlos.

„Keine Idee. Ich hab mir's fast gedacht, denn so dumm, wie die es begonnen haben, ist er nicht. Uebrigens, Sie hatten recht — wir haben Schmeiter gefunden. Er war in dem Grab, vor dem Sie gestanden sind. Weiß Gott, wie so der arme Kerl gestorben ist.“

Das hätte ich ihm schon sagen können, aber ich schwieg.

„Der Höhlenausgang wird jetzt überwacht, wir planen sogar, dort eine Hütte zu bauen und einen ständigen Posten hinzulegen.“

„Dann wird ja bald Ruhe sein.“

Er schüttelte den Kopf. „Ausgeschlossen! So schnell gibt der Padrutt nicht nach. Für den ist das ein Sport, verstehen Sie? Er hat's gar nicht notwendig. Wir haben ihn genau überwachen lassen — er muß reich sein. Den Winter über ist er in halb Europa herumgereist, in den teuersten Hotels. Nein, nein, der ist so ein Gentlemanverbrecher.“ Er war stolz auf dieses aus Detektivgeschichten aufgelesene Wort. „Die Berge hier sind noch reich an anderen Wegen. Sei's unterirdisch oder oben hinaus. Das Spiel geht weiter. Und da wollte ich Sie nochmals fragen, Herr Pfarrer . . .“

„Fragen Sie nicht, Sergeant, es ist zwecklos. Ich führe hier mein Amt und gebe mich nicht zu Spitzeldiensten her.“

Er war nicht beleidigt, im Gegenteil, er schien das erwartet zu haben. „Nun, wir haben auch andere Wege. Wir greifen jetzt über die Grenze, im Einverständnis mit der italienischen Polizei. Es werden sich schon Leute finden.“

Er konnte nur an die Hirten vom Val Doria denken. Die bildeten keinen stählernen Klotz wie die Roccaner, und gute Schweizerfranken taten bei ihnen gewiß eine Wirkung. Ob Gian Padrutt gegen die Zähigkeit des Schuppli nicht doch seine letzten Karten ausgibt?

Mir hangte um Nina. Aber ebenso wenig wie ich zugestand, was ich von Padrutt wußte, konnte ich verraten. Nichts kann ich tun, als zusehen und abwarten. Und all meine Liebe bereithalten für Nina, wenn einmal ein bitteres Ende kommen sollte.

Sergeant Schuppli beeilte sich, über die Forca heimzukommen. Denn der Föhn hat warme Wolken aus dem fernen Meer gehoben und ins Bergland getragen. Es regnet, der morsche Schnee stürzt von den Graten. Fast ununterbrochen grollen die Lawinen, das schwache oder stärkere Erzittern der Fenster Scheiben will kein Ende nehmen.

Das ist die Zeit, da sich die Berge wandeln, daß scheinbar für die Ewigkeit Gebautes stürzt und in die Tiefe donnert. Das warme Wasser löst uralte Gebundenes, und das Gesetz der Schwerkraft beginnt zu wirken.

In der Rondinasc Schlucht hat sich eine mächtige Felswand abgespalten und ist abgestürzt. Das geschah im unwegsamsten Teil der Schlucht und hat dem Weg keinen Schaden gebracht. Wenn die Regennebel sich hie und da lüften, sieht man die rotflaffende Abbruchstelle. Unter ihr aber, von den Gesteinsmassen gestaut, einen kleinen See, zu dem sich die Rondinawasser sammeln. Er wird nicht lange bestehen — die Unzahl drängender Tropfen ist stärker als der mächtigste Felsblock. Bald wird sich das Wasser einen Weg bahnen, und der See wird verschwinden. Es ist nur gut, daß die Rondina so tief in eine unbewohnte Schlucht versenkt ist, sonst gäbe es böses Hochwasser.

Ich will nichts wissen von allem, es sei denn, daß sie mich rufen. Ueber einem Buche sitze ich und habe die Fäuste an die Ohren gepreßt.

Padrutt ist gekommen, die Burschen sind ihm entgegengegangen, trotzdem es regnete und unter der hangenden Wand Steingefahr war. Jetzt hat der Regen nachgelassen, über dem Rondinatal flattert ein Sonnenschein, und an der Wand des Monte Croce spannt sich die bunte Himmelsbrücke hin.

Es klopfte an meiner Türe — jetzt — jetzt! Nein, Beni steht in der Stube. In der Hand wiegt er sein Stechmesser, es ist blaublank geschliffen. Gar nichts sagt er, der Beni. Sein Mund steht halb offen, und seine Augen funkeln wie das Meer. Lange sehen wir uns schweigend an. Endlich trete ich auf ihn zu, lege meine Hand auf seine Schulter und nenne seinen Namen. Ein klein wenig sinkt der trotzig erhobene Kopf. Nochmals rufe ich ihn.

Seine Zähne malmen dumpf. „Sie tagen auf dem Dorfplatz — er spricht — seine Rede ist wie die Lawine. Was Ihr gewerkt, Pfarrer, das reißt er weg. Die Herzen fliegen ihm zu — —“

Schluß folgt.